

„Es lebe die Freundschaft zwischen den Völkern“

Die Berliner Ausstellung „Unsere Russen, unsere Deutschen“ beschäftigt sich mit einem schwierigen Verhältnis

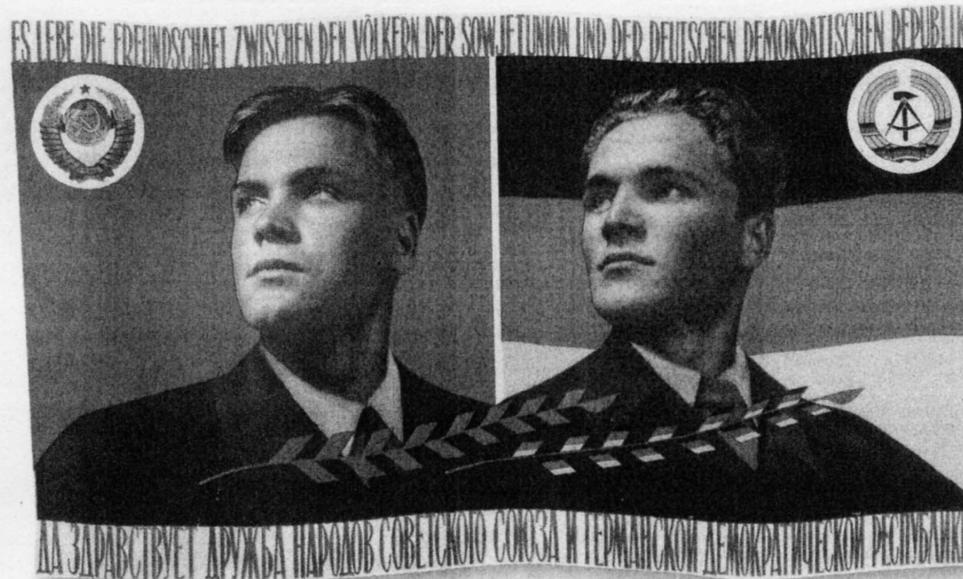
Von Sven Felix Kellerhoff

Auf dem Leipziger Parteitag der CDU kritisierte die Bundeskanzlerin unlängst überhöhte Managergehälter in Deutschland und stellte diesem Negativbild japanische Wirtschaftsmagnaten gegenüber, die sich mit dem Zwanzigfachen des Lohnes eines Arbeiters bescheiden. Spitz fügte Angela Merkel hinzu: „Das ist in etwa das Doppelte eines deutschen Kanzlers – wenn er nicht gerade in der Schweiz Geschäfte für russisches Gas machen muss.“

Man mag darüber streiten, ob Gerhard Schröders Engagement für eine Tochterfirma des Staatskonzerns Gazprom und deren Pipeline durch die Ostsee politisch klug und moralisch vertretbar ist. Auf jeden Fall rührt diese für einen ehemaligen Regierungs-Chef brisante private Tätigkeit an das seit Jahrhunderten hoch komplizierte Verhältnis zwischen den beiden Staaten und zwischen Russen und Deutschen.

Genau diese schwierige Beziehung behandelt die Berliner Ausstellung „Unsere Russen, unsere Deutschen“, die im Schloss Charlottenburg die gegenseitigen Vorurteile zwischen 1800 und 2000 vorführt. Charakteristisch für dieses belastete Verhältnis ist, dass es unmittelbare deutsch-russische Begegnungen in Friedenszeiten kaum gab und bis in die Gegenwart kaum gibt – abgesehen von den Erfahrungen der russischen Bevölkerung mit den vorwiegend im 18. Jahrhundert eingewanderten Deutschen. „Die Deutschenbilder, die daraus entstanden, sind durchaus kritisch, aber sie verspotten nur menschliche Schwächen“, so Ausstellungsleiter Peter Jahn: „Anders die feindseligen Bilder, die den in Wirklichkeit unbekannteren Deutschen und Russen im jeweils anderen Land zeigen. Sie sind in der Regel grundsätzlicher, apodiktischer, oft zugespitzt und hoch emotionalisiert.“

Tatsächlich besteht in Deutschland seit langem so etwas wie Russophobie – allerdings in einer charakteristischen Mischung von Angst und Verachtung. Gerade in diesem Verhältnis sind die beiden Emotionen zwei Seiten derselben Medaille, wie die vom Deutsch-Russischen Museum in Berlin-Karlshorst und vom Staatlichen Historischen Museum Moskau gestaltete Schau zeigt.



Zeugnisse einer klischeebeladenen Beziehung: „Es lebe die Freundschaft zwischen den Völkern der Sowjetunion und der Deutschen Demokratischen Republik“ jubelt das Plakat für deutsch-sowjetische Freundschaft von 1958. Die sowjetische Zeichnung „Faschist“ (u.) stammt aus dem Jahr 1935

FOTOS: AUSSTELLUNG

Etwa am Ersten Weltkrieg. Die Geringschätzung für den Feind Russland bei gleichzeitiger Furcht vor ihm ist in der deutschen Strategie unübersehbar, die aus dem lokalen Konflikt am Rande des Vielvölkerstaats Österreich-Ungarn um Bosnien im Sommer 1914 einen Weltkrieg machte: Das als hoch emotionalisiert.

Tatsächlich besteht in Deutschland seit langem so etwas wie Russophobie – allerdings in einer charakteristischen Mischung von Angst und Verachtung. Gerade in diesem Verhältnis sind die beiden Emotionen zwei Seiten derselben Medaille, wie die vom Deutsch-Russischen Museum in Berlin-Karlshorst und vom Staatlichen Historischen Museum Moskau gestaltete Schau zeigt.



bracht werden sollen, um dann Russland zu schlagen. Doch das Konzept scheiterte auf ganzer Linie – und die Reichsleitung reagierte panisch, als Mitte August 1914 zwei russische Armeen eben doch in der Lage waren, in Ostpreußen einzufallen. Die Folge war eine grassierende Russen- und vor allem Kosakenangst, in der stets Verachtung für den rückständigen Nachbarstaat (Polen existierte seinerzeit nicht) mitgeschwang.

Das im Folgenden wechselnde Schlachtenglück verschärfte die Situation noch. Zwar standen deutsche Truppen an der Ostfront seit 1915 stets weit jenseits der einstigen Grenze zu Russland, also auf feindlichem Territorium. Trotzdem blieb die Sorge vor dem mit unbegrenzten

Ressourcen ausgestatteten Feind immer groß. So groß, dass die Reichsleitung auf den Gedanken verfiel, den russischen Berufsrevolutionär Wladimir Iljitsch Uljanow, genannt „Lenin“, aus seinem schweizerischen Exil in den Zarenstaat zu bringen, um diesen zu schwächen. Dieses Kalkül spricht sowohl für die Verachtung, die in der deutschen Regierung gegenüber dem Zarenreich gepflegt wurde, wie für die Angst, die man hatte.

Im Zuge der scheinbar bevorstehenden kommunistischen Weltrevolution nach dem Sieg der Bolschewiki wuchs die Angst vieler Deutscher vor dem „russischen Kommunismus“ ins fast Unermessliche. Gefördert wurden diese Angstzustände durch – meist zutreffende – Berichte über die Grausamkeiten der Bolschewiki im inner-russischen Bürgerkrieg. Hinzu kamen Gerüchte, mit denen manchmal bewusst, manchmal eher zufällig die Sorge vor den „verrotten“ Russen gefördert wurde. Aus dem vorurteilsbela-

den Verhältnis wurde so zeitweise reiner Hass – übrigens galt das abgeschwächt auch für die Flüchtlinge aus Russland, die sich in großer Zahl in Deutschland niederließen.

Daher sorgte ein politischer Coup des damaligen Reichsaußenministers Walter Rathenau im April 1922 national und international für Überraschung: Am Rande einer Wirtschaftskonferenz in Genua traf sich der liberale Politiker mit seinem russischen Kollegen und schloss mit ihm den Vertrag von Rapallo. Das Deutsche Reich und Russland kamen darin überein, ihre durch den Krieg und die russische Revolution unterbrochenen diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen wieder aufzunehmen. Die beiden Partien der europäischen Staatenwelt verbündeten sich miteinander – doch deshalb nahmen die Vorurteile in Deutschland nicht ab: Weiterhin blieb die oft vorsätzlich geschürte Angst vor den russischen Bolschewisten ein wesentliches Argument im innenpolitischen Kampf in

Deutschland. Vor allem die Nazis nutzten die vorhandene Russenangst für ihre Zwecke aus.

Die Folgen zeigten sich unter anderem in der grausamen Kriegsführung der Wehrmacht ab 1941. In der Goebbels-Propaganda erreichte dann die seltsame Mischung aus Angst und Verachtung gegenüber den Russen ihren mörderischen Höhepunkt mit Millionen Opfern.

Direkte Folge dieser Untaten war die Gewalt, mit der die Rote Armee ihren Weg nach Westen bahnte. Die Brutalität, die sowjetische Soldaten gegen deutsche Zivilbevölkerung anwendeten, überschritt jede Grenze regulärer Kriegsführung.

Daher konnte es wenig überraschen, dass nach 1949 in Westdeutschland weiterhin eine intensive Furcht vor „dem Russen“ herrschte – verschärft durch die (richtige) Einsicht, dass sich in der DDR die SED nur dank sowjetischer Bajonette an der Macht halten konnte. Umgekehrt begegnete in der gelenkten Presse des Ostblocks die Bundesrepublik lange fast nur als faschistische Wiedergeburt des Hitler-Regimes.

Mit der Zeit und der fortschreitenden Entspannungspolitik nahm diese Konfrontation zwar ab. Doch müssen die wenigen Jahre einer weitgehend entspannten deutsch-russischen Verhältnisse gegen Ende der Ära Gorbatschow und während der ersten Jahre Boris Jelzins eher als Ausnahme denn als Normalzustand gelten. Dafür spricht auch die jüngere Entwicklung: die zunehmende Abhängigkeit von russischen Energielieferungen, die polizeistaatlichen Aktionen des „lu-pureinen Demokraten“ Wladimir Putin (so Gerhard Schröder) oder die unsauberen Methoden, mit denen etwa die Verbreitung des kritischen Dokumentarfilms „Rubjowka“ in Deutschland verhindert werden sollte.

Doch auch die Ausstellung und der Katalog, übrigens gesponser von einer Gazprom-Tochter, ändern nichts daran: Vorurteile und Missverständnisse, aber auch sachliche begründete Vorsicht werden weiter das deutsch-russische Verhältnis bestimmen. #Doch wenn wenigstens Verachtung und Angs abnehmen, wäre das schon ein großer Fortschritt.

Berlin, Schloss Charlottenburg, bis 2. März; Katalog 24 Euro